

Gastkolumne

Wie Schweizer
Unis aus der
Skandalspirale
kommen

Dieselben Faktoren, die hiesige
Hochschulen stark machen,
laden auch zum Missbrauch ein.
Aber es gibt Rezepte dagegen



Caspar Hirschi

Seit Jahren jagt an renommierten Hochschulen der Schweiz ein Skandal den anderen. Auf den ersten Blick wechseln die Auslöser beliebig. Sie reichen von verstaubten Skeletten, vertraulichen Sponsorenverträgen und unerlaubten Spesenbezügen über manipulierte Forschungsergebnisse, dubiose Zeitschriftenpublikationen und Plagiate bis zu Ausbeutung, Mobbing und sexueller Belästigung. Bei genauem Hinsehen haben aber die meisten Skandale auffällige Ähnlichkeiten, sowohl hinsichtlich des Anlasses als auch des Ablaufs. Am Anfang steht jeweils die Entrüstung über professorales Fehlverhalten, das universitäre Mitarbeitende in die Öffentlichkeit tragen. Die Universitätsleitungen versuchen den Skandal möglichst rasch einzudämmen, indem sie eine Untersuchung ankündigen oder die Verfehlungen als bedauerlichen Einzelfall in einem sonst erfolgreichen Forschungsbetrieb darstellen. Die Reaktion der Rektorate kommt für die Medien einer Einladung zu einem Skandal zweiter Ordnung gleich: Können Journalisten zeigen, dass die Missstände intern längst bekannt waren oder dass es weitere Fälle ähnlichen Fehlverhaltens gab, verlagert sich der Skandal flugs von der Peripherie eines Instituts ins Zentrum der Hochschulspitze. Dort aber sitzen die Rektoren zwischen

Hammer und Amboss. Bleiben sie bei ihrer Eindämmungsstrategie, geraten sie noch stärker unter medialen Beschuss. Geben sie aber dem öffentlichen Druck nach und kündigen Massnahmen an, um die Missstände zu beheben und künftig zu verhindern, machen ihnen die eigenen Professoren, die sich nicht als Teil des Problems sehen und entsprechend die Konsequenzen nicht ausbaden wollen, Feuer unterm Dach. Aus diesem Dilemma gibt es für Hochschulleitungen kein Entkommen, weshalb sich Universitätsskandale leicht zu institutionellen Krisen ausweiten. Sie werden mit dem Rücktritt des Rektors oder der Entlassung einer fehlbaren Professorin symbolisch aufgelöst, nicht aber strukturell überwunden. Damit ist der Ausbruch des nächsten Skandals nur eine Frage der Zeit. Was aber müssten Hochschulen tun, um sich aus der Skandalspirale herauszuwinden? Einige der jüngst angekündigten Schritte wie Führungskurse für Professoren und Doppelbetreuungen von Doktorierenden gehen in die richtige Richtung. Die tiefer liegende Problemursache bleibt jedoch bestehen, ja wird konsequent verdrängt. Das nicht ohne Grund, denn sie ist auch das Fundament für die starken Forschungsleistungen von Schweizer Hochschulen. Schweizer Universitäten im Allgemeinen und die ETH im Besonderen heben sich von amerikanischen und englischen Spitzenhochschulen durch reich ausgestattete Professuren, hohe Doktorandenzahlen und schwache Leitungsorgane ab. Dadurch gelingt es ihnen, erstklassige Forschende aus aller Welt anzuziehen, die mit der Einwerbung zusätzlicher Fördergelder aus Bern oder Brüssel grosse Forschungsgruppen aufbauen und frei dirigieren können. Eine ein-



ILLUSTRATION: CABI KOPP

Die Rektorate sind so zu stärken, dass sie professorale Königreiche mit eigenen Gesetzen verhindern.

zelne Professorin kann so, wenn sie in den Aufsätzen ihrer vielen Mitarbeiter als Co-Autorin auftritt, einen gewaltigen Publikationsausstoss erzeugen, der sich wiederum positiv im Ranking ihrer Hochschule niederschlägt. Um die Früchte dieses Systems zu ernten, hat man in Kauf genommen, dass die Beziehung zwischen Betreuern und Betreuten wegen der starken Abhängigkeit und fehlenden Kontrolle chronisch missbrauchsanfällig war. Lange ist die Rechnung aufgegangen. Zwar kam es immer wieder zu professoralem Fehlverhalten, aber dank der Scham der Betroffenen und dem Schweigen der Medien drang kaum je etwas an die Öffentlichkeit. Diese Zeiten sind endgültig vorbei. Die alte Erfolgsformel muss umgeschrieben werden, wollen Schweizer Hochschulen aus den Negativschlagzeilen herauskommen. Dazu braucht es mindestens drei Massnahmen. Erstens sind die Rektorate so zu stärken, dass sie professorale Königreiche mit eigenen Gesetzen verhindern und zugleich die Unabhängigkeit der Forschung und Lehre von Politik und Wirtschaft verteidigen können. Zweitens muss die Zahl der Doktorierenden pro Professur gesenkt und das frei werdende Geld in neue, aber kleinere Professuren investiert werden. Braucht es für Projekte grosse Gruppen, schliessen sich mehrere Professuren zusammen. Drittens schliesslich dürfen Betreuer und Co-Autoren von Doktorierenden nicht zugleich deren Prüfer sein. Nur so hängt über einer Doktorandin, die sich den Wünschen ihres Betreuers widersetzt, nicht das Damoklesschwert einer schlechten Benotung. Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.

Medienkritik

Journalisten-
Krankheit Nr. 1:
Missgunst



Michael Furger

Es war eine Woche voller Enthüllungen. Zum Beispiel hat SVP-Nationalrat Alfred Heer im Regional-TV enthüllt, ein «Blick»-Reporter habe einer Nationalratskandidatin angeboten, für ihre Wahl zu sorgen, falls er sie im Bikini fotografieren dürfe. Belegen konnte das Heer zwar nicht, und der «Blick» ist auch nicht Wahlgremium für den Nationalrat. Trotzdem haben etliche Medien den Quatsch weiterverbreitet. Darob ging eine andere Enthüllung fast vergessen. Das Onlinemagazin «Republik» hat ausführlich über Machtkämpfe, Intrigen und Führungskrisen in Zusammenhang mit der Entlassung der umstrittenen Physikprofessorin an der ETH Zürich berichtet. Die Recherche war gestützt durch interne Dokumente sowie durch ein bemerkenswertes Interview mit einer anderen ETH-Professorin. Die ETH weist die Vorwürfe zwar zurück, aber die «Republik» ist bisher nicht durch fehlende Sorgfalt aufgefallen. Es war eine exzellente Recherche. Ihr Inhalt ist erschütternd. Aufgegriffen hat sie fast kein Medium. Am Freitag publizierten ein paar wenige Medien eine Agenturmeldung. Dass eine Politikerin im Bikini für einige Medien relevanter ist als eine Krise an einer der besten Hochschule der Welt – geschenkt. Aber es gibt noch einen anderen Grund: Journalisten sind ein missgünstiges Volk. Viele suchen bei einer Recherche der Konkurrenz vor allem nach Gründen, sie nicht aufzugreifen. Und bei der «Republik» scheint die Missgunst besonders gross. Insgeheim hofft manch einer, das Projekt würde scheitern. Weil die Redaktion lange Zeit zu grossspurig auftrat, aber vor allem weil einem das Projekt nicht geheuer ist. Es stellt alte Modelle der Medienbranche infrage. Das ist nicht angenehm. Dem Publikum sind derartige Befindlichkeiten allerdings egal. Es will relevante Informationen – egal, ob sie jemand anders zuerst herausgefunden hat. Michael Furger ist Leiter des Ressorts Hintergrund der «NZZ am Sonntag»

51 Prozent

So verkommt Emanzipation zum Bubikopf



Nicole Althaus

Ich habe mir jüngst auf einem Langstreckenflug gleich drei filmische Biografien über grosse Künstlerinnen angeschaut und dabei vor allem eines gelernt: Das derzeit beliebte Genre des Emanzipationsfilms bleibt genauso vom Patriarchat besetzt, wie die Armlehnen im Flugzeug. Die heutigen Werke «Colette», «Astrid» und «Paula», aber auch der ältere Film «Coco avant Chanel», widmen sich Frauenfiguren mit einem interessanten Lebenswerk – und reden doch nur von der Liebe. Die Heldin wird konsequent über den Mann erzählt, darum reicht auch ein Vorname als Filmtitel sowie ein einfaches Rezept als Plot: Junge Frau, schön, etwas naiv, mit tollem, langem Haar, lernt einen Mann kennen und verliebt

sich. Es folgt die Verlobung, die Heirat, der Liebesschmerz. Dann kommt das grosse Aufwachen: Weiblicher Liebesfrust wird kanalisiert in Schaffenswut und wie durch ein Wunder entsteht Kunst. Praktischerweise folgt dann Absturz, früher Tod und/oder totale Verknennung. Bietet die Figur im Entschwinden doch alle Möglichkeiten zur Identifikation, gerade für Frauen, die sich so oft in ihren Ambitionen enttäuscht sehen. Jetzt hat man eine weibliche Sehnsuchtsgestalt – und mit Glück auch einen Kinokassenschlager. Man denke an Salma Hayek alias Frida Kahlo, die an ihr Bett und den herumhurenden Diego Rivera gefesselt ist und wahrhaft übermannt von Schmerz ihre Selbstporträts malt. An Keira Knightley als Colette, welche brav Bücher schreibt, die ihr Ehemann unter seinem Namen publiziert, und sich erst von ihm trennt, als dieser die Rechte über das Werk verkauft. An Carla Juri als Paula Modersohn-Becker, deren Otto nicht mit ihr schlafen will und sie aus Enttäuschung darüber nach Paris treibt, in die Arme der Kunst. Stets geben die Männer die Initialzündung für die Entwicklung, das Schaffen, die Rebel-

lion. Bei Coco Chanel, so stellt es die Regisseurin Anne Fontaine dar, kommt die Idee zum eigenen Hutgeschäft, das später zum Hause Chanel wird, erst auf, weil Boy Capel sie nicht heiraten kann. Paula Modersohn-Becker malt, weil sie nicht Mutter wird. Colette schreibt, weil ihr Mann Geld braucht und sie seine Liebe und Aufmerksamkeit. Nichts gegen die Liebe. Liebe ist ein Motor und spielt im Leben fast jeder Frau und jedes Mannes eine Rolle. Nur erzählt man die Biografien berühmter Männer nicht um deren Ehefrauen und Geliebte herum. Man zeigt sie in ihrem geschichtlichen Umfeld, schält heraus, was sie gedacht, geschrieben, gemalt haben und wie sie dazu gekommen sind. Über Colettes Werk erfährt man hingegen fast gar nichts. Viel wichtiger als ihre Bücher ist die Frisur, die sie sich zum Bubikopf stutzen lässt. Damit auch der hinterletzte Zuschauer begreift, dass das naive Mädchen nun zur emanzipierten Frau geworden ist. Alles bleibt oberflächlich und hübsch. Wäre Colette so unterkomplex gewesen, trüge heute sicher kein Platz in Paris ihren Namen. Doch in Form von harmlosen T-Shirts und schnulzigen Liebesfilmen verkauft sich

In diesen Filmen hat selbst die weibliche Emanzipation einen patriarchalen Charakter.

Emanzipation eben am besten. Die wahre Colette, die kreative Modersohn-Becker, die kämpferischen Astrid Lindgren und Coco Chanel, die historischen Persönlichkeiten also, ihre Ambitionen, ihr Beitrag zu Literatur und Kultur, um den es ja vordergründig gehen soll, verblassen hinter ihrer Beispielhaftigkeit. Die grossen Frauen werden damit im Kino zum zweiten Mal verkannt und um ihren Status gebracht. Und so hat in diesen Filmen selbst die weibliche Emanzipation einen patriarchalen Charakter. Die Quintessenz dieser Biopics, egal, ob sie von Männern oder von Frauen gefilmt worden sind, ist leider nicht so viel anders als das langweiligste Klischee, das über den Feminismus kursiert: Diese Emanze hat einfach keinen richtigen Mann abbekommen, sonst käme sie nicht auf solche Ideen! Die Filme sagen das natürlich viel subtiler und vor einer dekorativen Kulisse. Aber manchmal ist Kino eben doch nur Stammtischgerede in schönen Bildern. Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».